Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 4 (1997)
Heft: 37

Artikel: Am jüdischen Neujahrsfest bringt Deborah Honigkuchen in die Schule
Autor: Herz, Albert / Spira-Dreyfuss, Myriam
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-885759

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

AM JÜDISCHEN NEUJAHRSFEST BRINGT DEBORAH HONIGKUCHEN IN DIE SCHULE

Ein Gespräch mit Albert Herz und Myriam Spira-Dreyfuss

Eigentlich war ein Spaziergang durch das jüdische St.Gallen geplant, ein Ablaufen der historisch aufgeladenen Orte: alter Friedhof, ehemaliges Bethaus, ehemaliges jüdisches Tauchbad, ehemalige koschere Metzgerei. Doch schon am Telefon wird abgewinkt: ausser dem alten Friedhof und der Synagoge existieren kaum noch Zeugnisse, alles abgebrochen, umgebaut, verschwunden. Anstelle eines Spaziergangs unter freiem Himmel wird mir eine verbale Promenade durch die jüdische Vergangenheit und Gegenwart in St.Gallen vorgeschlagen. Ich werde spontan zu einem Gespräch eingeladen.

Mein Gastgeber ist Albert Herz-Ginsberger. Er war während einigen Jahren Mitglied des Vorstandes der jüdischen Gemeinde St.Gallen, engagiert sich in der christlich-jüdischen Arbeitsgemeinschaft und amtiert als Vertreter St.Gallens im Schweizerischen Israelitischen Gemeindebund. Am Gespräch teil nimmt auch Myriam Spira-Dreyfuss. Die fünffache Mutter ist Präsidentin des KKL (Jüdischer Nationalfonds) St.Gallen und Vizepräsidentin des KKL Schweiz, sie hat auch das Amt der Revisorin bei der christlich-jüdischen Arbeitsgemeinschaft inne.

Sie sind beide in St.Gallen aufgewachsen. Wie haben Sie ihre Kindheit in der Gallusstadt empfunden?

Myriam Spira-Dreyfuss: Ich wurde im zweiten Kriegsjahr geboren. Während der Primarschulzeit 1947 bis 1953 war ich das einzige jüdische Mädchen in der Klasse. Ich machte keine negativen Erfahrungen bezüglich meines Glaubens und hatte nie mit antisemitischen Vorurteilen zu kämpfen. Es gibt jedoch eine Begebenheit, an die ich mich gut erinnern kann. Am ersten Tag des 4. Schuljahres betrat der neue Lehrer das Schulzimmer und polterte los, als es nicht gleich ruhig wurde: «Hier geht es zu und her wie in einer Judenschule!» Sofort streckte eine Mitschülerin auf und teilte dem Lehrer mit, dass ein jüdisches Mädchen in der Klasse sässe und dass er auf seine Worte achten solle. Der Lehrer entschuldigte sich daraufhin bei mir. Es kam nie mehr etwas ähnliches vor. Als Jüdin war ich vom christlichen Religionsunterricht dispensiert; zusammen mit anderen jüdischen Kindern besuchte ich den Religionsunterricht beim Vorbeter Borenstein, später bei Rabbiner Dr. Rothschild. Er fand damals im Grabenschulhaus statt. Gut erinnern kann ich mich übrigens an das erste Kinderfest nach dem Krieg, es fand 1947 statt, als ich in der ersten Klasse war.

Albert Herz: Ich wurde nach dem Krieg geboren. Obwohl ich selber keine negativen Erlebnisse hatte, war ich stark geprägt durch die Kriegsangst meiner Eltern. Mir wurde immer wieder eingeschärft, dass man als Jude bescheiden und zurückhaltend sein müsse. Meine Familie praktizierte ein vorsichtiges Nebeneinanderleben mit den Christen, unser jüdischer Glaube wurde nie gross an die Öffentlichkeit getragen.

Bei meinen Kindern verfolge ich ganz klar eine andere Linie. Meine Töchter sind sehr bewusst im Judentum beheimatet. Die Mitschülerinnen meiner Tochter wissen um ihre Religion. Deborah lässt ihre Klasse teilhaben und bringt zum jüdischen Neujahrsfest Honigkuchen in die Schule. Dieses traditionelle jüdische Gebäck ist symbolisch; alle, die davon essen, mögen ein süsses Jahr haben. Wir leben als Juden in einer christlichen Umgebung. Deshalb ist es wesentlich, dass meine Kinder ihre Wurzeln kennen und wissen, wo sie zu Hause sind. Heute ist leider eine starke Säkularisierung festzustellen. Wie es viele «Papierchristen» gibt, so gibt es auch viele «Papierjuden», die vielleicht noch das jüdische Neujahrsfest und das grosse Versöhnungsfest Jom Kippur feiern, ansonsten aber keinen grossen Bezug mehr zu ihrem Glauben haben.

Myriam Spira-Dreyfuss: Auch ich habe meine Kinder bewusst im jüdischen Glauben verankert. Mein Sohn und meine älteste Tochter haben beide in der Synagoge geheiratet. Unsere Familien feiern auch allwöchentlich den Schabbat.

Welche sind die wichtigsten Feiertage, die Sie mit Ihren Familien zelebrieren?

Albert Herz: Der Schabbat spielt eine zentrale Rolle; am 7. Tage sollst Du ruhen. So ist dieser Tag eine klare Zäsur im Alltag, Abstand von der täglichen Hektik. Die jüdischen Festtage konzentrieren sich vor allem auf den Frühling und auf den Herbst. Im Frühjahr feiern wir Pessach, dessen Wurzeln im Auszug aus Ägypten liegen, es wird auch das Fest des ungesäuerten Brotes genannt.

Während zwei Tagen im Herbst wird das Neujahrsfest gefeiert, zehn Tage später folgt Jom Kippur, und wieder eine Woche später wird das Laubhüttenfest zelebriert. Letzteres ist von seinem Ursprung her ein Erntedankfest, ist heute aber vor allem auch ein Fest für die Kinder. Man baut mit Blättern und Zweigen eine Laubhütte, die kein festes Dach haben darf; man muss den Himmel sehen können. Die Kinder dekorieren die

Der jüdische Kalender

Anfangs war der Mond so gross wie die Sonne, erzählt eine altjüdische Sage. Aber das genügte ihm nicht, er wollte noch grösser werden – und zur Strafe wurde er verkleinert. Auch heute noch bestimmt der Mond den jüdischen Kalender. In seiner jetzigen Form besteht er seit dem 13. Jahrhundert. Vorher ist es Brauch gewesen, die Zeit des Neumondes und der Feste jeweils durch Sendboten den jüdischen Gemeinden kundzutun. Als in der Epoche des Patriarchats Palästina immer schlimmer durch Kriegswirren bedrängt war, wurde ein regulärer Kalender festgelegt, wonach das jüdische Jahr als Mondjahr zwölf und im Schaltjahr dreizehn Monate zu 29 und 30 Tagen umfasst (insgesamt 354 resp. 384 Tage). Der Ausgleich mit dem Sonnenjahr wird durch sieben Schaltjahre in einem Zyklus von neunzehn Jahren erreicht.

Rosch chodesch – so heisst der Beginn jeden Monats: Ein Feiertag, der ursprünglich wohl wie der Schabbat begangen wurde. Als Ruhe- und Freudentag wird er in der alten Zeit erwähnt, an dem man entfernter wohnende Bekannte besuchte. Am Neumond feierten die Sippen ihre Feste – zu Amos Zeiten durften am Neumond keine Geschäfte gemacht werden. Mit der Einführung des regulären Kalenders verlor der Neumond gegenüber dem Schabbat an Bedeutung, behielt jedoch bis heute seinen festlichen Grundcharakter. Der Rosch chodesch ist gewissermassen auch der Neubeginn des Lebens. Am Schabbat davor wird der Neumond im Bethaus feierlich angekündigt: Der Mond in seinem Wachstum und Schwinden und in seiner stetigen Erneuerung ist in der jüdischen Kultur wie ein Mahnmal am Himmel, sich selbst zu wandeln und zu erneuern.

Quelle: «Jüdische Glaubenswelt» von Leo Hirsch; C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh 1962

Laubhütte mit Zeichnungen und Früchten. In gewissen Kreisen herrscht der Ehrgeiz vor, die grösste und schönste Laubhütte von allen zu errichten. Da kann es schon mal vorkommen, dass baupolizeiliche Vorschriften verletzt werden und man von neidischen Nachbarn angezeigt wird. Die Baupolizei gewährt eine Frist von zehn Tagen, um die ursprünglichen Verhältnisse wieder herzustellen. Das Laubhüttenfest dauert acht Tage. Wenn man zwei Tage vor dem Fest mit dem Bau beginnt, hat man also nichts zu befürchten, selbst wenn im Eifer des Gefechts Vorschriften verletzt werden sollten. Bei uns stellen sich aber keine solchen Probleme, da wir die Laubhütte auf dem Balkon bauen.

Der alte jüdische Friedhof an der Hagenbuchstrasse, St.Gallen

Myriam Spira-Dreyfuss: Charakteristisch für jüdische Feste ist, abgesehen vom religiösen Hintergrund und tieferen Wert, ihre Verbundenheit mit der Natur. So gibt es beispielsweise auch ein «Neujahr der Bäume», das zwar kein offizieller Feiertag ist, doch werden an diesem Tag in ganz Israel Bäume gepflanzt.

Feiertage werden einerseits in der Familie gefeiert, anderseits feiert man auch mit der Gemeinschaft. Viele Feste sind ohne die Gemeinschaft überhaupt nicht durchführbar. Wir sind Teil der Gemeinschaft, wir leben und feiern mit ihr. Das soziale Denken ist tief verwurzelt im Judentum. Wohltätigkeit ist ein Grundsatz und eine wichtige Aufgabe. Die Gemeinschaft hilft Menschen in Not, macht Krankenbesuche, stellt einem unbegüterten Paar Geld für die Heirat zur Verfügung oder sammelt für soziale Projekte.

Frau Spira-Dreyfuss, seit über 30 Jahren sind Sie Präsidentin des KKL St.Gallen, des Jüdischen Nationalfonds, der in Israel unter anderem Baumpflanzaktionen veranstaltet.

Myriam Spira-Dreyfuss: Bei festlichen Anlässen oder Todesfällen ist es bei uns Tradition, dass wir den Angehörigen keine materiellen Geschenke machen, sondern wohltätigen Institutionen Spenden zukommen lassen. Es werden Urkunden verschenkt, auf denen es zum Beispiel heisst: «Zu Ehren von XY werden in Israel soundsoviele Bäume gepflanzt.» So sehen Sie auf einem jüdischen Friedhof zum Beispiel niemals Blumen oder Kränze. Angesichts des Todes sind alle Menschen gleich.

Mir ist in jüdischen Friedhöfen aufgefallen, dass Besucher jeweils kleine Steinchen auf Grabsteine legten. Das berühmteste Beispiel ist sicher das Grab von Rabbi Löw auf dem jüdischen Friedhof in Prag.

Albert Herz: Die Herkunft des jüdischen Volkes ist die Wüste. Wer in der Wüste stirbt, muss mit Steinen zugedeckt werden, ansonsten würde der Leichnam Opfer der Raubtiere und Aasfresser. Das ist eine mögliche Erklärung für den Brauch, der heute noch sehr verbreitet ist. Zum anderen besteht in der Wüste immer die Gefahr, dass ein Grab von Flugsand zugedeckt wird und vergessen geht. Alle vorüberziehenden Reisenden legen also neue Steine aufs Grab, damit die Markierung der Grabstätte nicht verloren geht.

Das Pessach-Fest

Mit dem Nissan im Frühling beginnt das jüdische Jahr. Im Nissan findet auch das Pessach-Fest statt – dieses Jahr vom 23. bis 30. April.

Pessach erinnert an die Erlösung der jüdischen Vorahnen aus der ägyptischen Knechtschaft. Der Auszug aus Ägypten musste so rasch vollzogen werden, dass zum Säuern und Gärenlassen der Brote keine Zeit blieb. Während der acht Tage des Pessachfestes wird deshalb nur Mazzot (ungesäuerte Brote) gegessen.

Pessach gehört zu den Jamin towim (gute Tage), die man die Schalosch regalim (drei Wallfahrtsfeste) nennt. Ausser Pessach gehören noch Schawuot, das Wochen-, und Sukkot, das Laubhüttenfest, dazu.

An Pessach ist es eine Mizwa, eine schöne Pflicht, einen einsamen Menschen einzuladen. Der Hausherr zieht einen weissen Kittel an, setzt das weissseidene, bestickte Käppchen auf und bindet den weissleinenen Gürtel um. Eine «Haggada» («Die Erzählung») liegt auf jedem Platz. Vor dem Platz des Hausherrn steht die grosse Sederschüssel. Ebenso liegen drei besondere Mazzot auf der Schüssel. Jede hat einen eigenen Namen nach dem kultischen Rang der Vorfahren: die oberste Kohen (Priester), die mittlere Levi (Levite), die untere Jisrael (allgemeiner Israelit). Auf dem Tuch darüber liegen die anderen Symbole: Petersilie als Frucht der Erde, das Maror, ein Bitterkraut, Lattich oder Meerrettich als Zeichen der Bitterkeit der Knechtschaft, Charosset, eine Mischung aus Apfel- oder Feigenstückchen, Nüssen oder Mandeln, etwas Zimt, Kaneel oder Ingwer darüber gemahlen, von der Farbe des Lehms, den die Vorahnen bearbeiten mussten; ein gesottenes Ei, zum Zeichen der Wandelbarkeit und Gebrechlichkeit der jüdischen Fruchtbarkeit und der Trauer um das zerstörte Heiligtum zu Jerusalem; der geröstete Knochen, woran noch etwas Fleisch ist, zum Zeichen des Pessachlammes; schliesslich noch ein Becher, der dem Propheten Elia, Gottes ewigem Sendboten, bestimmt ist.

Quelle: «Jüdische Glaubenswelt» von Leo Hirsch; C.Bertelsmann Verlag, Gütersloh 1962

Myriam Spira-Dreyfuss: Wie die Christen Blumen auf die Gräber bringen, so ehren wir Juden unsere verstorbenen Angehörigen damit, dass wir bei jedem Friedhofsbesuch symbolisch einen Stein auf ihre Grabsteine legen. Anders als bei christlichen Grabstätten, die nach 20 Jahren aufgehoben werden, bleiben jüdische Gräber bis in alle Ewigkeit bestehen.

Gibt es da mit der Zeit keine Platzprobleme?

Myriam Spira-Dreyfuss: Man muss sich eben zu behelfen wissen. In Paris gibt es jüdische Friedhöfe, wo bis zu acht Gräber übereinander angeordnet sind.

Albert Herz: Ich sage immer: «Wenn man Platz zum Leben hat, hat man auch Platz für die Toten.»

Ich habe gelesen, dass er zur Durchführung von bestimmten Feierlichkeiten eine bestimmte Anzahl Männer braucht, um die Gebete zu lesen

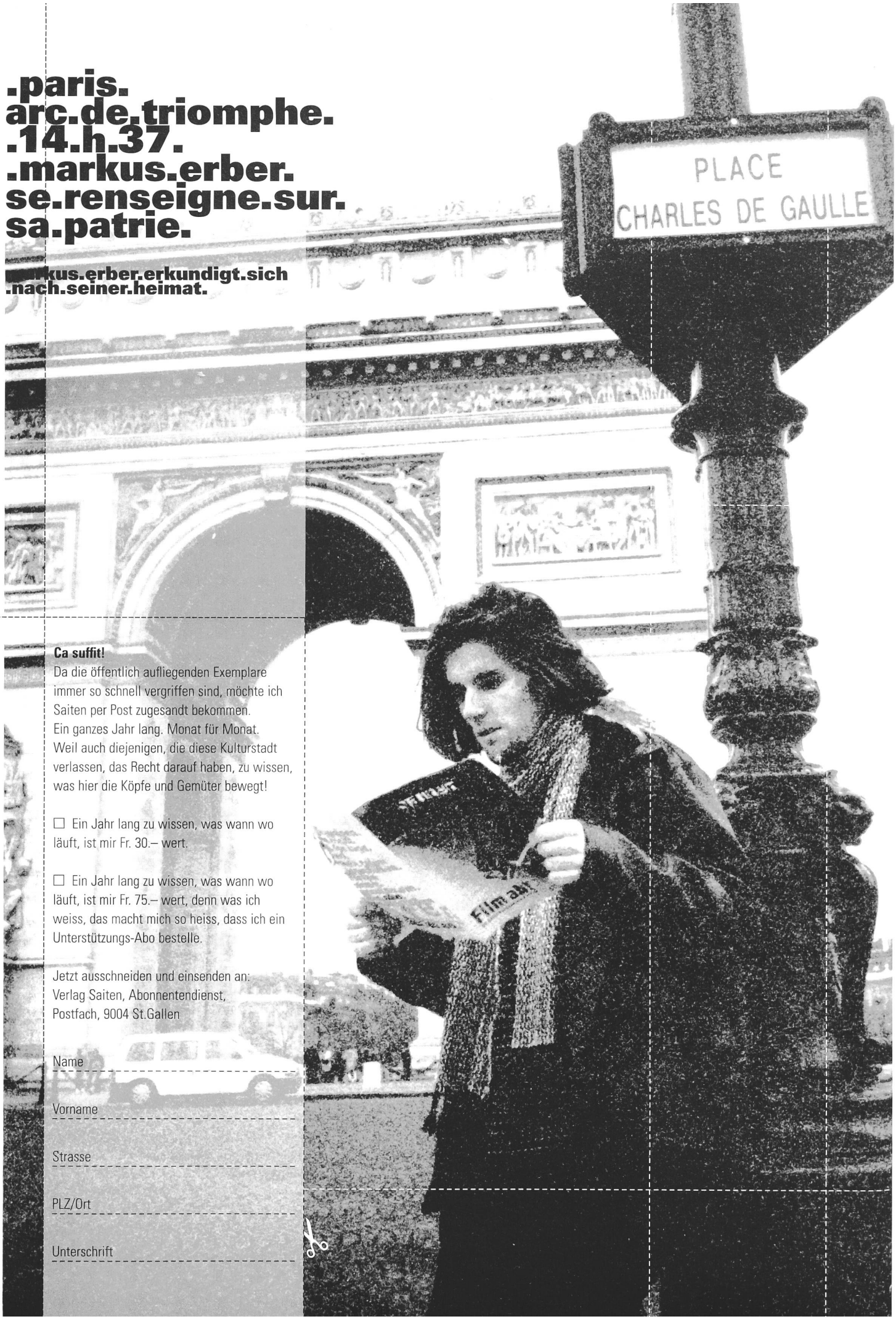
Albert Herz: Für die Durchführung von öffentlichen Gottesdiensten braucht es in jeder jüdischen Gemeinde mindestens zehn jüdische Männer. Viele Gebete können nur von zehn Männern gleichzeitig gesprochen werden. Auch bei Beerdigungszeremonien müssen mindestens zehn Männer teilnehmen.

Für eine kleine jüdische Gemeinde ist es nicht immer einfach, genügend Männer zu finden, besonders wenn die Feierlichkeiten unter der Woche oder zur Ferienzeit stattfinden. St.Gallen ist von der demographischen Struktur her eine relativ alte Gemeinde, es kann also zu Engpässen kommen.

Myriam Spira-Dreyfuss: Es erstaunt vor diesem Hintergrund nicht, dass sich gewis-

.paris. arc.de.triomphe. .14.h.37. .markus.erber. se.renseigne.sur. sa.patrie.

.markus.erber.erkundigt.sich .nach.seiner.heimat.



Ca suffit!
Da die öffentlich aufliegenden Exemplare immer so schnell vergriffen sind, möchte ich Saiten per Post zugesandt bekommen.
Ein ganzes Jahr lang. Monat für Monat.
Weil auch diejenigen, die diese Kulturstadt verlassen, das Recht darauf haben, zu wissen, was hier die Köpfe und Gemüter bewegt!

☐ Ein Jahr lang zu wissen, was wann wo läuft, ist mir Fr. 30.– wert.

☐ Ein Jahr lang zu wissen, was wann wo läuft, ist mir Fr. 75.– wert, denn was ich weiss, das macht mich so heiss, dass ich ein Unterstützungs-Abo bestelle.

Jetzt ausschneiden und einsenden an:
Verlag Saiten, Abonnentendienst,
Postfach, 9004 St.Gallen

Name

Vorname

Strasse

PLZ/Ort

Unterschrift

se Berufe bei Juden häufiger finden: Ärzte, Juristen, Modemacher oder freischaffende Künstler können ihren Zeitplan selber gestalten und zu Gebetszeiten freinehmen.

In St.Gallen soll es einmal ein jüdisches Tauchbad gegeben haben. Was muss man sich darunter vorstellen?

Myriam Spira-Dreyfuss: Ja, in der ehemaligen Aquasana an der Zwinglistrasse gab es bis Mitte der 50er Jahre ein jüdisches Tauchbad, Mikwa genannt. Bei den orthodoxen Juden ist dieses rituelle Bad noch heute üblich, in St.Gallen verschwand es mit der Auflösung der ostjüdischen Gemeinde 1952. Am Tag vor Feiertagen und vor dem Schabbat suchen orthodoxe Juden das Bad auf und tauchen, während sie beten, drei Mal völlig unter - eine symbolische äussere und innere Reinigung. Wichtig ist, dass es sich um fliessendes Wasser handelt und die rituelle Reinigung von einer religiösesn Person beaufsichtigt wird. Frauen besuchen das Tauchbad nach der Periode. Sie reinigen sich rituell, bevor sie den Geschlechtsverkehr wieder aufnehmen.

Rituelle Reinheit sowie intensive Hygienevorschriften und -handlungen spielen in der jüdischen Religion eine grosse Rolle. Das fängt bei den Essensvorschriften an.

Myriam Spira-Dreyfuss: Seit alters her ist es den praktizierenden Juden ein Gebot, wo und wann sie sich zu waschen und zu reinigen haben. Dies dürfte mit ein Grund sein, weshalb Juden im Mittelalter Seuchen und ansteckende Krankheiten nicht – oder weniger – bekamen, was dann jeweils mit Hexerei verbunden wurde.

Mein Grossvater betrieb bis 1936 oder 1937 eine koschere Metzgerei an der Linsebühlstrasse 9; heute ist dort ein Sexshop domiziliert. Das Schächten ist Sache des Schächters. Bedingt durch das in der Schweiz existierende Schächtverbot geschah das Schächten im österreichischen Höchst – eine komplizierte Angelegenheit, die Tiere mussten immer über den Zoll gebracht werden. Heute wird mit Ausnahme des Geflügels das gesamte koschere Fleisch aus dem Ausland importiert, es ist entsprechend teuer. Gegen das Schächten wurden immer tierschützerische Argumente ins Feld geführt. Meiner Meinung nach ist das Schächten aber eine viel humanere Schlachtmethode als die industrielle Massenschlachtung. Mit einem absolut einwandfreien Messer wird ein schneller Schnitt durch den Hals ausgeführt, der Halsschlagader, Speise- und Luftröhre durchtrennt, und das Ausbluten des Tieres herbeigeführt, denn im Blut liegt die Seele des Tieres, heisst es im Alten Testament. Durch die Blutleere im Kopf verliert das Tier sofort das Bewusstsein. Durch Gebete wird das Tier geehrt und erfährt eine Hochachtung, die man in einem herkömmlichen Schlachhaus nicht antrifft.

Die jüdische Küche

Reinlichkeit ist das A und O der jüdischen Küche – auch aus der jüdischen Anschauung, dass ein reiner Geist einen reinen Körper verlange. Dass alles, was aus der jüdischen Küche kommt, wohlschmeckend und bekömmlich, mit «Liebe» gekocht und appetitlich zubereitet sein soll, entspricht der nicht-asketischen, gesunden Gesamtanschauung, die das Leben als ein Geschenk Gottes, den Körper als ein Gefäss der Seele und die Erfüllung der religiösen Pflichten als eine Freude lehrt. Die jüdische Küche unterscheidet alles Essbare in Milchiges, Fleischiges und «Parves» oder «Miniches», das weder fleischig noch milchig ist (z.B. Früchte). Diese Trennung wird schon bei der Zubereitung sehr ernst genommen: So stehen in einer jüdischen Küche wenigstens zwei Tische zum getrennten Anrichten des Milchigen und Fleischigen. Auch die Töpfe, Pfannen, Schüsseln, Teller etc. werden in zwei verschiedenen Schränken oder Fächern aufbewahrt. Alle Früchte und Gemüse, Pflanzenfette und Wasser, Wein, Bier und Branntwein, Mehl und Brot, Grütze und Gewürze und selbst die Fische sind weder milchig noch fleischig. So darf in der jüdischen Küche Brot milchig mit Käse oder fleischig mit Wurst gegessen oder Fisch milchig mit Butter gekocht werden – ehe man aber nach einer fleischigen Mahlzeit etwas Milchiges zu sich nimmt, muss man sechs Stunden warten.

Das Essen selbst ist eine weihevolle Handlung. Dass man sich nur sauber gewaschen zu Tische setzt, gilt als selbstverständlich; daneben übt man eine Zeremonie, die man das «Sich-Waschen» nennt, auch wenn man nur einen kleinen Brocken Brot essen will. Vor jeder regulären Mahlzeit, die man immer mit Brot beginnt, wäscht man sich und spricht dann die besondere Segnung, sofern man Brot von der Mindestmenge eines Eies verzehrt. Diese Zeremonie wird auf den König Salomo zurückgeführt. Man giesst klares, reines, frisches Wasser in ein Glas oder einen Krug und überschüttet damit zweimal die rechte und zweimal die linke Hand. Während des Abtrocknens der Hände spricht man den Segensspruch «über das Waschen der Hände» und darf sonst kein Wort sprechen, bis man «Hamozi» gemacht hat. Man setzt sich zu Tisch, schneidet oder bricht sich ein Stück Brot, tunkt es in Salz und spricht den Segen: «Gepriesen seist du, Ewiger, unser Gott, König der Welt, der hervorbringt Brot aus der Erde» – und man isst das Brot. Das Mahl hat begonnen.

Quelle: «Jüdische Glaubenswelt» von Leo Hirsch; C.Bertelsmann Verlag, Gütersloh 1962

Die Juden sind im Zusammenhang mit den verschwundenen Vermögenswerten in den Medien omnipräsent, doch fällt auf, dass nie über Glaubensinhalte gesprochen wird. Der jüdische Glaube bleibt abstrakt und unfassbar. Woher kommt das?

Albert Herz: Noch immer ist eine gegenseitige Angst, ein gegenseitiges Misstrauen festzustellen. Nicht-Juden bekunden grosse Probleme, das Wort «Jude» auszusprechen. Zudem ist ein grosses Informationsmanko festzustellen. Durch die grundsätzliche Berührungsangst und die Furcht, das Gegenüber seelisch zu verletzen, entsteht ein Klima der Oberflächlichkeit. Man kann es psychologisch interpretieren. Die jetzige Debatte über die nachrichtenlosen jüdischen Vermögen hilft vieles aufzuarbeiten, was sehr positiv zu werten ist. Plötzlich geht die Diskussion mehr in die Tiefe. Leute sprechen mich auf meinen Glauben an, die vorher das Thema geflissentlich gemieden haben.

Myriam Spira-Dreiyfuss: Gegenüber der christlichen Öffentlichkeit haben wir die Aufgabe, Informationen zu vermitteln und Aufklärung zu betreiben.

Was assoziieren Sie mit Israel?

Myriam Spira-Dreyfuss: Als Jüdin oder Jude gehört man zeitlebens einer Minderheit an. Viele können schwer damit umgehen. Vor der Entstehung des modernen Staates Israel waren wir häufig der Willkür des jeweiligen Gastlandes ausgeliefert, was oft zu Schikanen, Diskriminierung und Verfolgung führte. Das Beispiel des 2. Weltkriegs hat dies in aller Deutlichkeit klar gamacht. Der einzige Ort auf der Welt, wo die Juden nicht in der Minderheit sind, ist Israel.

Albert Herz: Grundsätzlich dürfen alle Juden jederzeit nach Israel einreisen. Die Entstehung des Staates ist ein wichtiger Meilenstein in unserer Generation. Ein langgehegter Traum wurde wahr. Es war wie ein Wunder, nach jahrtausenderlanger Heimatlosigkeit hatte das jüdische Volk wieder eine Heimat. Allerdings wird uns mit der Bemerkung, wir hätten doch Israel, immer wieder unsere politische Mündigkeit ausserhalb Israels abgesprochen. Die Leute sehen nicht ein, dass wir uns hier politisch engagieren. Das Thema ist enorm wichtig. Auf die Frage, ob wir uns mehr mit der Schweiz oder mehr mit Israel identifizierten, gibt es eine klare Antwort: Wir sind in erster Linie Schweizer, jüdische Schweizer, aber wir fühlen uns auch mit Israel sehr verbunden.

Frau Spira-Dreyfuss und Herr Herz, wir danken Ihnen für das Gespräch.